

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 213. — Schöne Zeit! —

Bitte von die Kaffeethee bist du... Do is es amwer los gangel... Lizzie, hot die Wedesweilern...

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Wer mit aller Welt gut Freund ist, ist kein guter Freund.

Die Vegetarier haben jetzt gut lauchen.

In Nr. 90 der Eisleberer Zeitung wird angezeigt: „Zwei Schüler suden...“

Wenn einer sagt, es gebe auf der Welt keine Ehrlichkeit — der hat sich selber wohl erkannt.

Auf einem sehr großen Fuße kann die Königin von Siam nicht leben, denn ihre Schuhe messen nur 1 1/2 Kindermaß.

Senator Smoot muß gehen, sagt das Senatkomitee. Graulam! Erst muß er „laufen“, um den Sitz im Senat zu kriegen, und nachdem er den Sitz hat, soll er gehen.

In St. Paul sind die Vertreter der verschiedenen Frauentclubs eifrig damit beschäftigt, die großen Tagesfragen zu lösen. Inzwischen sammeln sich die Wäscher an, die jährliche Hausreinigung steht vor der Tür und die Kinder laufen mit zerfetzten Strümpfen umher.

In Anbetracht der vielen aufgedehnten Schweinebeinen sollte unser Zeitalter anstatt das aufgefällte, das aufklärende heißen.

Eine gute Vorbedeutung.



„Fräulein Amanda, wollen Sie die Meine werden?“ „Sprechen Sie mit Papa!“ „Und wo ist er, wenn ich fragen darf?“ „Im Raucherzimmer.“ „Ich gehe schon, das ist ein gutes Omen.“

Der kleine Lügenpeter.

Stizze von Elisabeth Hoepfner.

Kurtchen log immer. Es verging fast kein Tag, an dem er nicht seine Mutter durch einige Lügen der Verzweiflung nahe gebracht hatte.

Und es waren nicht etwa sogenannte Fabulierlügen. Nein, richtige ausgenachene Lügen, um sich vor Strafe zu schützen, und andern zu schaden.

Ja fogar nur um andern zu schaden, log der kleine, sechsjährige Bursche.

Was dabei in seinem Gehirn vorging, wer vermochte das zu erründen!

So kam er einmal nach Hause und erzählte der Köchin flüsternd, daß der Bruder Karl heute in der Schule „eingeschrieben“ worden sei. Er hätte es von dessen Klaffengenossen Heinz in der Pause erfahren.

Die alte Marie bereitete nun die Mutter schonend auf den Fall vor. Als aber Karl nach Hause kam, stellte es sich heraus, daß er frei war von Schuld und Fehle und daß Kurtchen wieder einmal gelogen hatte.

Und dabei sah einem der Junge mit seinen offenen, tiefblauen Kinderaugen so treu und ehrlich in's Gesicht, daß es einem jedes Mal als ein Verbrechen erschien, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln.

„Lügenpeter!“ So nannten ihn bald seine Geschwister. „Wenn das man nicht wieder gelogen ist!“ war die ständige Redensart Karl's bei des kleinen Bruders Erzählungen.

Die Mutter aber behandelte den Jungen mit einer Strenge ohnegleichen.

Sie rief den Vater, so oft das Kind log, herbei, und dieser kannte keine Gnade. Und trotz alledem konnte Kurt das Lügen nicht lassen. Er log, log, log, wo sich ihm irgend eine Gelegenheit bot.

Doch von einem Tage an wurde es anders. Das blonde Mädchen von Baumeisters, Kurt's kleine Spiegelgefährtin, war bei ihm zu Besuch. Und die Mutter hörte, wie Kurt dem Mädchen allerlei Räuberpielen von seinem Bruder Karl aufzählte.

Während ergriff sie den kleinen Burschen und klopfte ihm tüchtig die Fuste voll.

Kurt schämte sich beinahe zu Tode. Er lief davon und verdeckte sich im tiefsten Gebüsch.

Als ihm aber am andern Tage Mädchen über den Zaun hinüber erklärte: „Spiel nun man allein, mein Muttchen erlaubt nicht mehr, daß ich zu dir komme, weil du solch ein Lügenpeter bist!“ da flüchtete dem Mädchen die Thränen aus den Augen, das Gesicht wurde dunkelrot, das kleine Gehirn arbeitete angestrengt, rathlos drückte der Junge die flachen Hände an die Kniee und trampfte sie dann wieder zusammen.

Endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Ich will jetzt nicht mehr lügen!“

Schwester Marie hatte die Worte gehört und lachte hell auf: „Na Kurt, wenn das Wort eine Brüste war, dann ging ich auch nicht rüber! Du bist und bleibst ein Lügenpeter!“ Aber Kurtchen meinte es nicht nur ernst mit seinem Vorsatz. Nein, er führte ihn auch wirklich durch.

Allerdings, so ganz mit einem Male ging das nicht.

Das Uebel sah zu tief. Aber mitten bei seinen Räuberpielen überquoll sein Gesicht eine flammende Röhre, er stochte setundenlang und sagte dann mit einem Verlegenheitslachen: „Ich — ich hab' ja bloß gelüßt. Das ist ja nicht wahr.“

„Wir haben es ja auch nicht geglaubt. Wir wissen ja, was du für ein Lügenpeter bist!“ antworteten die Geschwister.

„Aber ich bin kein Lügenpeter, ich will doch nicht lügen,“ verteidigte sich Kurt.

„Du hast ja aber eben wieder gelogen!“ antwortete man ihm.

Mitunter gelang es dem Kleinen auch zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Aber auch damit hatte er kein Glück.

Ja, als er sich bitterlich weinend bei der Mutter einmal beklagte, daß ihm seine Geschwister etwas nicht geglaubt hatten und ihn noch „Lügenpeter“ schalteten, wo er doch jetzt immer nur die Wahrheit sagte, antwortete diese ihm ganz gelassen: „Ja, ja, so geht's, Kurt. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht.“

Kurt wurde von Tag zu Tag stiller. Er plauderte nur noch selten unbefangen wie früher.

Auch sein Appetit nahm ab und die ehemals so rothen Wangen wurden bleicher.

Das Mißtrauen, das ihm alle entgegenbrachten, nagte an seinem Herzen.

Aber er blieb fest, er log nicht mehr. Einmal, als Kurt in's Kinderzimmer trat, fand er die Lampe in Trümmern am Boden!

Er bückte sich und hob ein Stück auf.

Im selben Augenblick trat Kurt's große Schwester in's Zimmer.

„Aber Kurt, was hast Du gethan!“ „Ich habe die Lampe nicht kaputt gemacht. Sie lag schon, wie ich in die Klübe kam.“

„Lüg' nicht noch so unverschäm't,“ fuhr ihn das Mädchen an.

Währenddessen war auch Karl herbeigekommen. „Na warte mal, das wird schon was geben; das sag' ich Muttchen!“ sagte er schadenfroh.

„Ich hab' es aber nicht gethan!“

„Lügenpeter, Lügenpeter!“ höhnte der Größere. Die Schwester aber faßte den kleinen Jungen mit festem Griff bei der Hand und führte ihn zu der Mutter.

„Muttchen, Kurt hat die Lampe im Kinderzimmer entzwei geschlagen; ich hab' es selbst gesehen! Und nun lügt er noch!“

„Was hast du schon wieder gethan!“ rief die Mutter und schüttelte ihn zornig am Arme.

„Muttchen, I liebes Muttchen, ich hab' es nicht gethan!“

„Kurt, Kurt, lügst du schon wieder! Du hast es doch versprochen, nicht mehr zu lügen.“

„Ich lüge auch nicht. Ich habe es wirklich, wirklich nicht gethan.“

Nun wurde die Mutter noch zorniger.

„Du, du schlechter, schlechter Junge. Das erzählst du dem Papa und der soll dich strafen!“

In Angst und furchtbarer Aufregung verbrachte das Kind den Nachmittage. Als es gegen Abend ging, begann sein Köpfchen zu glühen, der Körper wurde von Fieberchauern geschüttelt.

„Na ja, jetzt hast du Angst,“ spottete Karl. „Aber was lügst du auch, es ist dir ganz recht!“

Als am Abend der Vater mit strengem Blick in das Kinderzimmer trat, stürzte ihm der Knabe entgegen und warf sich vor ihm nieder: „Papa, lieber Papa! Ich habe wirklich nicht gelogen. Glaube mir doch dieses eine Mal!“

Einen Augenblick stutzte der Vater. Als aber seine Tochter bestimmt erklärte: „Papa, ich habe es selber gesehen!“ da überkam ihn ein heißer Zorn, und er ergriff den Knaben und verbaute den Jungen ganz tüchtig.

Zweimal hatte Kurt aufgeschrien. Dann ließ er still die Schläge über sich ergehen und ging auch ruhig und nur leise weinend in sein Bettchen.

Als aber die Mutter nach einer Stunde kam, um nach dem kleinen Sünder zu sehen, lag er mit glühend-heißem Kopfe da und die Augen glänzten fieberhaft.

„O Gott, o Gott, ich wollte doch nicht mehr lügen. Und nun glaubt mir doch keiner,“ so wiederholte er immer wieder und wieder. „Was soll ich nun bloß machen? Wenn ich doch schon lieber tot wäre, wo mir doch keiner mehr glaubt,“ schrie er mitunter auf.

Der rasch hinzugezogene Arzt konstatierte den entsetzten Eltern ein Nervenfieber.

Am andern Morgen aber gestand das Dienstmädchen mit Thränen in den Augen, daß sie die Lampe zerschlagen hätte.

Blauer Montag.

Die Forderung, die Arbeitszeit zu kürzen, die bei allen Lohnbewegungen der Arbeiter des jetzigen und des vergangenen Jahrhunderts eine gewichtige Rolle spielt, ist keineswegs modernen Ursprungs. Als die Zünfte noch blühten, kämpften bereits die Gesellen um die Verkürzung der Arbeitszeit. Während jedoch die heutigen Arbeiter möglichst Einschränkung der täglichen Arbeitsdauer anstrebten, bemühten sich die Junggesellen lediglich darum, einen vollen Tag in der Woche frei zu bekommen. Dies war der Montag, der als „der blaue“ bekanntlich keinen guten Ruf genießt.

Weshalb gerade der Montag als ständiger Feiertag allmählich herausgebildet wurde, liegt auf der Hand. Die Gründe finden wir überdies in der Wiener Steinmetzen- und Maurerordnung von 1550 niedergelegt. Dort heißt es, daß die Gesellen beider Handwerke, so oft sie sich am Feiertag (Sonntag) „verweinen“, den andern und sonst eintägige Tage feiern.

Wenn wir nun erfahren, daß die Meister anderer Gewerbe gleichfalls Sonntags zu Wein und Bier gingen, so werden wir es verstehen, daß die Meister anfangs beim „Montag machen“ der Gesellen ein Auge zudrückten. Sie möchten vielleicht selbst am Montag nicht thätig sein. Was nützte ihnen ferner ein nach genossenem Sonntag teineswegs arbeitsfreudiger Geselle?

Es meinen übrigens manche, daß an die Gewohnheit, Montag zu feiern, vornehmlich die Schuhmacher und Schneider schuld seien. Von ihnen hätten die Gesellen anderer Gewerbe gelernt. Die Schuhmacher und Schneider hätten regelmäßig am Sonntag bis zum Mittag arbeiten müssen, die übrigen Stände fertigzustellen, die in der Woche nicht hätten vollendet werden können und dennoch am Sonntagnachmittag gebraucht werden sollten. Demnach würde ihnen der Montag als Ersatz für die eingebüßte Erholung eingeräumt.

Man dürfte also hier von Viederlichkeit und von Lust zum Zechen vorerst nicht sprechen. Es soll noch heute so sein, daß die Gesellen in Berliner Schuhmachertellern, zu deren Raubschaft hauptsächlich Arbeiter gehören, trotz der Sonntagsruhe am Sonntag überaus fleißig sein müssen. Denn nur am genannten Tag kann der Arbeiter sein meistens einziges Paar Stiefel entfeuern. Die angestrengte

Thätigkeit des Schuhmachergesellen am Sonntag erweckt bei ihm das natürliche Verlangen, am nächstfolgenden Tag die notwendige Ruhepause eintreten zu lassen.

Außerdem können wir feststellen, daß man in früherer Zeit am Sonntag arbeitete, um nur dem Montag sein Recht zu sichern. Damals schreit den Gesellen das „Montag machen“ geradezu der Inbegriff alles Guten und Schönen gewesen zu sein. Es wird dies ersichtlich aus einem Brief eines Schneiders an seine Braut. Er schreibt diesen mit den Schmeichelnworten: „Bleib, du mein immerwährender blauer Montag!“

Der Montag ist durchaus nicht so selbstlos. Wir besitzen sonst nicht einen Sängler, der ihn herberlidet. Zwei Strophen seines Gedichts mögen hier Platz finden:

„Ach, du allerhöchste Mädel Mit den blauen Augen dort. Blauer Montag ist ja heute. Warum läufst du uns denn fort? Blauer Montag, blauer Himmel, Blauer Augen, liebster Schatz, Was nur blau und lüthig, hat ja Sent in unserm Herzen Platz.“

Zwar wir wädel allzusammen. Unser Viedel so wie wir. Doch da können schlechte Schütter Und Poeten nur dafür. Denn wir gehen ganz gerade. Nur die Stiefel gehen krumm. Und wir hängen wie die Leiden. Doch was ist das Viedel dumm! Viedeldumm, Viedeldumm, Viedeldumm!

Blauer Montag! Ja, warum er eigentl. der blaue genannt wird, darüber ist man sich nicht recht einig. Die einen leiten die Bezeichnung her von dem Montag vor Achermitwoch und von dem Gebrauch der katholischen Kirche, während der Fastenzeit Ahar und Kangel mit blauem Tuch zu umhängen. Ursprünglich nannte man den Montag auch den unruhigen oder Fiebermontag, weil er der Tag ausgelegener Freude und Schmauserei war. Später gaben insbesondere die Gesellen und Meister das Beiwort „blauer“ jedem Montag, an dem die Sonntagsgelage fortgesetzt wurde.

Eine einfache und dabei einleuchtendere Erklärung dafür, wie der Montag zu seiner merkwürdigen Bezeichnung gekommen ist, finden wir durch ein im Allgemeinen Volkstale der von 1825 abgedrucktes Geschichtchen: „Ein Schneidergeselle, der gern viel geistige Getränke zu sich nahm, hatte wenigstens jeden Montag einen ordentlichen Rausch, dem regelmäßig allerhand Hänbel nachfolgte, die ihm sehr oft Prügel eintrugen. Er fragte einmal einen Kameraden: „Hör, Bruder Braunschweiger, warum nennt man den Montag den blauen Montag?“ — „Frage nur deinen Rücken“, entgegnete jener.“ Mit dieser Auslegung des Bruders Braunschweigers stimmt völlig überein die alte Bedeutung des Wortes „blau“ von den Rollen der Schläge.

Blauer Montag, volle Köpfe, Leere Beutel, tolle Köpfe.

Nach den Ueberlieferungen darf man jedoch annehmen, daß die Gesellen ursprünglich die ihnen außer dem Montag vor Fasten sonst von den Meistern freiwillig gewährten „guten“ Montage im Allgemeinen nicht wußt verlebten. Sie bedurften der Tage, um für sich zu arbeiten und um das bis zum Dreißigjährigen Krieg durchweg bestehende Bedürfnis des Wadens zu befriedigen. Alsdann brauchten sie freie Zeit, um ihren genossenschaftlichen Pflichten zu genügen. Es war ihnen nämlich verboten, an Feiertagen Versammlungen abzuhalten.

Hierzu sei bemerkt, daß das „Montagmachen“ wider den Willen der Meister, solange letztere und der Rath der Stadt noch die Macht hatten, mit Strafen (Lohnabzügen, Haft) belegt wurde.

Auch als die Gesellen — Ende des 14. Jahrhunderts und noch mehr in den folgenden — in Vereinen erstarkt, nicht damit zufrieden waren, daß die Meister nur sobald es ihnen beliebte, sie beurlaubten, sondern es als ihr gutes Recht forderben, daß einzelne Montage ihnen gehören müßten, begründete sie ihr Verlangen mit den oben mitgetheilten Thatsachen.

In Anbetracht der langen Arbeitszeit an den sonstigen Werktagen und bei der damaligen Sachlage wird man den Gesellen ihre Forderungen nicht verargen. Sie errangen sich den Montag bald als halben, bald als ganzen Feiertag. Die Meister wurden gezwungen, den Montag frei zu lassen bald jede Woche, bald alle vierzehn Tage. Sie waren schließlich schon zufrieden, wenn an den einen Montag sich nicht noch mehrere Feiertage angeschlossen. Sollte aber wirklich mal in einer Stadt das Feiern des Montags den Gesellen nicht erlaubt worden sein, so konnte man sicher sein, daß der Ort von den Gesellen gemieden wurde. Die Macht der Gesellen war ferner so groß, daß sie ihre Mitgesellen, ob sie wollten oder nicht, zwangen, am Montag sich der Arbeit zu enthalten.

Bedenklich war auch eine Sitte, die in vielen Städten sich eingebürgert hatte. Jene Gesellen nämlich, die auf die Wunderschaft zu gehen beabsichtigten, fanden sich Montags in der Herberge ein. Von dort ging die Reife los. Sie wurden von den Zurückbleibenden eine Strecke begleitet. Zum Abschied pflegte man dann im Freien noch einmal kräftig zu trinken. Häufig soll der ganze Montag einer solchen Abschiedsfeier gewidmet gewesen sein.

Schließlich entartete die Einrichtung des „guten Montags“, Schritt haltend mit dem Niedergang der deutschen Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg und mit der Entartung der Zünfte.

Die Gesellen begnügten sich meist nicht mehr mit dem einen Tag, den sie ihren Meistern abgenommen hatten. Die üblichen Zechereien, die an und für sich schon entgegen dem früheren Charakter des „guten Montags“ wußt betrieben wurden, setzte man häufig an den andern Werktagen fort. Die Gesellen durften erst zur Arbeit zurückkehren, wenn es ihren Mitgesellen und andern Obereu poßte und diese die Tafelrunde aufgehoben hatten.

Die Stadtgemeinden und Landesherren, auf die inzwischen die Polizeigewalt der Zünngen über die Gesellen übergegangen war, suchten den blauen Montag, der durch das zuchtlose Treiben der Gesellen lästig wurde, zu beseitigen und dem Uebel durch drakonische Strafen zu steuern. Ein Beispiel besonders rigoroser Strenge: Als in Berlin die Petrifische erbaut wurde, weigerten sich einft die Maurergesellen, am Montag zu arbeiten. Infolgedessen war es zu unruhigen Auftritten gekommen. Von Obrigkeit wegen griff man kurzen Prozeß: Man griff aus der Menge der Gesellen einen beliebigen als „Mädelsführer“ heraus. Der arme Kerl wurde gehängt, die andern ließ man laufen — der blaue Montag hatte seinen Märtyrer.

Landreformen in Spanien.

Die traurige wirtschaftliche Lage der Landbevölkerung in Spanien ist bekannt. In den Provinzen, wo der Unverstand der Bodenbesitzer Jahrhunderte hindurch in den Wäldungen gewüßt hat, daß die kahlen Gebirge den Regennießerschlag nicht aufzufangen vermögen, um das börende Land zu tränken, gewinnt der Bauer nur mit Mühe dem Boden eine dürftige Ernte ab, wenn er nicht gar Mißwachs zu erwarten hat, in den fruchtbarsten Gebieten, deren Bodenreichtum fast unerschöpflich scheint, fehlt es an Transportmitteln, die Bodenprodukte zu vermarkten, sodas selbst der reichste Segen dem gesammten Lande nicht zum Vortheil wird. Die Unfähigkeit der Regierungen, in denen die Parteien über der Fehde um die Vorherrschaft wenig Zeit für die ökonomischen Interessen des Landes hatten, so lange nur die Kolonien ausgebeutet werden konnten, hat den Uebelständen nicht abzuhelfen vermocht und ein bemerkeuswertes Zeichen der Lage ist es, daß die Auswanderung aus den Nothstandsgebieten außerordentliche Dimensionen angenommen hat. Vor Kurzem wollten noch zwei ganze Dörfer, das eine in der Provinz Salamanca, das andre in der Provinz Burgos gelegen, nach Amerika auswandern, und nur den Gewaltmaßregeln der Behörden gelang es, die Einwohner dieser gänzlich verarmten Ortschaften von ihrem Beschluße abzubringen.

Nun steht Hülfe in Aussicht und zwar aus der Bevölkerung heraus, die nun mit Reformforderungen vor die Regierung treten wird. In Valladolid hat kürzlich eine Versammlung von Landwirthen aus 4 Provinzen stattgefunden, die eine Reihe der notwendigsten wirtschaftlichen und agrarischen Aufgaben zusammenstellte. Um der Auswanderung arbeitsfähiger Elemente vorzubeugen, sollen auf Staatskosten die weiten Strecken brachliegender Ländereien urbar gemacht, und die Berge, die zum dauernden Schaden des Bodens und der klimatischen Verhältnisse des ganzen Landes der Wäldungen beraubt wurden, wieder aufgeforstet werden. Ferner sollen die von häufigen Dürren heimgesuchten Gebiete mit Brunnenanlagen und Staubbämmen versehen und mit Bewässerungskanälen durchzogen werden, womit in der Provinz Valladolid bereits ein erster Versuch gemacht worden. Der dort angelegte Kanal erhält sein Wasser vom Duerofluß und wird auf eine Länge von 35 Kilometer eine Gegend von 3500 Hektaren bewässern. Damit der Abzug der Bodenprodukte, Feldfrüchte und Obst, aus den reicheren Provinzen sich in besserer Weise bewerkstelligen lasse, sollen Staat und Gemeinden zusammen neue Landstraßen herstellen und Eisenbahnen bauen.

Andere Forderungen betreffen die Aufhebung jenen Dtrois und Ersatz der indirekten durch direkte Steuern, eine durchgreifende Reform der bestehenden Einkommen- und Vermögenssteuer, besonders mit stärkerer Heranziehung der inBankwerten angelegten Kapitalien. Zugleich soll eine Neuaufnahme der Steuereinschätzungen stattfinden, da sich geradezu die größten Grundbesitzer durch falsche Einschätzungen selber einer gerechten Besteuerung zu entziehen wußten. Der im Tabaksmopolgesetz verbundene freie Anbau des Tabaks soll gestattet werden, und die Alkoholsteuer eine Herabsetzung erfahren. Das sind die wichtigsten Forderungen die der Agrarkongress von Valladolid aufgestellt hat, und die Regierung wird nicht umhin können, die Verwirklichung dieses Programmes ernsthaft angelegen sein zu lassen, wenn es ihr um den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt Spaniens zu thun ist.